



DIANE MOTT DAVIDSON

Man
nehme
eine
Leiche



Weltbild

Ein köstliches Abenteuer mit Goldy Bear Schulz – für alle, deren Hunger nach kulinarischen Krimis noch lange nicht gestillt ist.

Goldy Bear Schulz, patente Inhaberin eines Catering-Services, ist froh, dass ihr Exmann John Richard Korman aus ihrem Leben verschwunden ist. Doch eines Morgens findet sie die Leiche von Johns neuer Freundin vor ihrer Villa, und ausgerechnet Goldys temperamentvoller Exgatte wird als Hauptverdächtiger festgenommen. Damit tritt John erneut in ihr Leben und bereitet ihr mehr Schwierigkeiten, als ihr lieb ist ...

Goldy-Bear-Reihe

- Band 1: Partyservice für eine Tote
- Band 2: Süß ist der Tod
- Band 3: Müsli für den Mörder
- Band 4: Hochzeitsschmaus mit Todesfall
- Band 5: Angriff der Killer-Pfannkuchen
- Band 6: Ein Mann zum Dessert
- Band 7: Man nehme eine Leiche
- Band 8: Mord à la Carte
- Band 9: Harte Nuss
- Band 10: Darf's ein bisschen Mord sein?
- Band 11: Stichtag
- Band 12: Kaffee mit Schuss

Diane Mott Davidson

Man nehme eine Leiche

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Dietlind Kaiser

Weltbild

Die Autorin

Diane Mott Davidson eroberte mit ihren kulinarischen Kriminalromanen um Goldy Bear die Bestsellerlisten der USA im Sturm. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Evergreen, Colorado.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel The Grilling Season bei Bantam Books, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Diane Mott Davidson

Übersetzung: Dietlind Kaiser

Copyright der deutschen Übersetzung © 1998 by Econ und List Taschenbuch Verlag, Düsseldorf. Econ und List sind

Imprints der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-624-5

Für Sergeant Richard Millsapps,
Ermittler, Lehrer und Freund

Danksagung

Die Autorin möchte sich bei den folgenden Personen für ihre Hilfe bedanken: Jim, Jeff, J. Z. und Joe Davidson; Kate Burke Miciak, der hervorragenden, glänzenden Lektorin; Sandra Dijkstra, der auf wunderbare Weise ermutigenden Agentin; Susen Corcoran, der unermüdlichen Pressefrau; Lee Karr und der Gruppe, die sich in ihrem Haus trifft; Connie Leonard, der außergewöhnlichen Konditorin und John William Schenk, dem inspirierten und inspirierenden Koch und Partylieferanten; J. William's Café, Bergen Park, Colorado; Katherine Goodwin Saideman, die das Manuskript mehrfach sorgfältig gelesen hat; Dr. Mark D. Wittry, Assistenzprofessor für Innere Medizin am St. Louis University Health Sciences Center; Dr. Richard Staller, Orthopäde bei der Gruppe Elk Ridge Family Physicians; Mag Kendal und Dr. Alan Rapaport, Frauenarzt in Denver-Evergreen; Dana Held von Cigna Healthcare of Colorado; Mary Frazee, der unvergleichlichen Kräuterheilkundlerin von Health-Wealth in Fine, Colorado; der Pfarrerin Constance Delzell; Julie Wallin Kaewert; Dorsey Moore; Carol Devine Rusley; Triena Harper, Gerichtsmedizinerin in Jefferson County; Thorenia West; Sergeant Jerry Werren und, wie immer, wegen seiner Geduld und seiner Einblicke, Sergeant Richard Millsapps vom Jefferson County Sheriff's Department, Golden, Colorado.

Rache ist eine Speise,
die am besten kalt verzehrt wird.

Sprichwort

STANLEY CUP SIEGESFEIER

Samstag, 2. August
Menü

VORSPEISENAUSWAHL À LA LATEINAMERIKA

Schichtdip aus Avocadocreame,
Bohnenpüree, Sauerrahm,
frischen Tomatenwürfeln und Chester
Tortillachips

Rohkost: Blumenkohl, Karotten,
Sellerie, Gurken, Kirschtomaten
Mexikanische Frühlingsrollen

HAUPTGERICHTE

Torwart-Thunfisch vom Grill
Gegrillter Schlagschuss-Salat
Mediterraner Orzosalat
Vietnamesischer Krautsalat
Hockeyschläger-Kekse, Kartoffelbällchen

DESSERT

Spielfeldtorte mit Stanley-Cup-Keksen
Mexikanische Biere, Chablis, Kaffee

Wer Rache nimmt, kann daran sterben. Wer wirklich Rache will, muss bereit sein, dafür zu bezahlen. Das Leben ist nicht wie im Film.

Leider.

Mit diesen fröhlichen Gedanken verteilte ich Törtchenteig in Förmchen und schob das Blech in den Backofen. Ich stellte die Küchenuhr ein und mahnte mich zum tausendsten Mal, vom Verlangen nach Rache abzulassen. Ich war kein heißblütiger Teenager. Ich war eine dreiunddreißigjährige Partylieferantin, die ein Geschäft leiten und arbeiten musste. Um halb sieben an einem kühlen Augustmorgen? Was ich jetzt brauchte, war Kaffee. Der Durst nach Rache lässt sich nie stillen.

Na ja. Vielleicht fachte es meine Gedanken an, wenn ich die traurigen Geschichten anderer Menschen hörte. In diesem Fall hatte ich eine unglückliche Geschichte gehört, eine Geschichte, die förmlich nach Gerechtigkeit verlangte. Aber was konnte ich schon für eine Kundin tun, die emotional litt? Ich hatte mich bereit erklärt, ihre Hockeyparty auszurichten. Eine Krankenschwester hatte meiner Kundin Patricia McCracken erklärt, die Gastgeberrolle bei dieser sportlichen Siegesfeier werde sie von ihren Problemen ablenken. Aber jedes Mal, wenn wir das Menü besprachen, wollte Patricia nicht über Lebensmittel reden; sie wollte über die Mittel der Rache reden. Und mich begeisterten ihre Rachephantasien so wenig wie die Aussicht, nach einem Bankett das Geschirr zu spülen.

Seit fünf Jahren betrieb ich den einzigen Partyservice in der kleinen Bergstadt Aspen Meadow, Colorado. Mein Sohn Arch war vierzehn Jahre alt. Vor über einem Jahr hatte ich zum zweiten Mal geheiratet. Außerdem hatte ich schon einmal versucht, dafür zu sorgen, dass der Lump bestraft wurde, der Patricia McCracken vor Kurzem etwas angetan hatte. Ich war mit knapper Not mit dem Leben davongekommen.

Ich holte Süßrahmbutter und besonders fette Schlagsahne aus dem begehbaren Kühlschrank, dann nahm ich aromatische mexikanische Vanille und Puderzucker aus dem Küchenschrank. Werden Sie aktiv, hatte ich Patricia geraten. Das hilft. Stellen Sie Ihre Gästeliste zusammen. Planen Sie die Dekoration. Manche Menschen verabscheuen Aufgaben und Besorgungen. Ich dagegen lebe bei der Arbeit auf. Arbeit befreit meinen Kopf von gewichtigen Themen. Meistens.

Zum Beispiel heute Morgen: Wenn ich mit den Törtchen fertig war, musste ich meine anderen Aufträge überprüfen, mich vergewissern, dass unser kranker Untermieter friedlich schlief, und dann in aller Eile Arch von einer Übernachtungsparty abholen. Bevor ich in die Profiküche in unserem kleinen Zuhause zurückkehrte, musste ich Arch im Haus seines Vaters, der mit derlei nicht belästigt werden wollte, auf dem Areal das Country Club abliefern. Der fragliche Vater – und Lump – war mein Exmann, Frauenarzt Dr. John Richard Korman. Er war der Mann, den meine Kundin Patricia McCracken mit Besessenheit

hasste; er war der Mann, dem ich entkommen war. Seine zweite Exfrau und ich nannten ihn den Kotzbrocken. Ein kleines Beispiel für das Verhalten des Kotzbrockens: Dr. John Richard Korman war ebenso wenig dazu aufgelegt, seinen Sohn von einer Übernachtungsparty abzuholen, wie dazu, Eier für das Frühstück zu schlagen. Und Vorsicht bei dem Wort schlagen.

Ich warf einen Blick auf das Menü auf dem Computerbildschirm und versuchte, mich wieder auf die bevorstehenden Aufgaben zu konzentrieren. Nach langem Zögern hatte Patricia schließlich beschlossen, ihre Party solle eine um zwei Monate verspätete Siegesfeier für die Mannschaft der Colorado Avalanche sein, die den Stanley Cup gewonnen hatte. Aber die Planung mit ihr war nicht einfach gewesen. In einer Woche war ihr das Menü gleichgültig; in der nächsten war sie besessen von Einzelheiten, zum Beispiel, wie lange Fisch gegrillt werden musste. Nach unzähligen Diskussionen hatte Patricia schließlich mexikanische Vorspeisen bestellt, gegrillten Fisch aus Florida (die Avs hatten im Pokalendspiel die Florida Panthers geschlagen und ich hatte den Hauptgang Torwart-Thunfisch vom Grill genannt), drei Sorten Salat, wie Schläger geformte Kekse und selbst gemachte Kartoffelbällchen. Dazu ein Dessert, Törtchen, die Patricias Mann Stanley-Cup-Kekse getauft hatte. Ich seufzte. Wenn ich Arch heute Morgen abgeliefert hatte, stand mir noch eine Lastwagenladung Nahrungsmittel zum Zubereiten bevor. Und damit nicht genug, das Ereignis von heute Abend verhieß, stürmisch zu werden, vielleicht sogar gefährlich. Immerhin alles Hockeyfans! Das sind Leute, für die Rache eine ernste Angelegenheit ist.

Ich wandte mich vom Computer ab. Unsere Alarmanlage war ausgeschaltet, deshalb machte ich das Küchenfenster auf und atmete die sommerliche Bergluft tief ein. Der Morgenhimmel über Colorado leuchtete beim Übergang von Indigoblau zur Farbe von Immergrünblüten. In meinem Hinterkopf hallte Patricias wütende Stimme wider.

»Eins sag' ich Ihnen, Goldy. Ich verlange, dass jemand bestraft wird.«

Ich riss das zweite Fenster auf und versuchte, die Erinnerung an ihren Zorn abzublocken, indem ich noch mehr frische Luft inhalierte, die von den schneebedeckten Bergen herunterströmte. Der August im Hochland bringt warme, luftige Tage mit sich und Abende, die kühl genug für ein Holzfeuer sind. Himmlisch.

Solange man nichts mit John Richard Korman zu tun hat, mahnte mich meine innere Stimme. Sonst kann es die Hölle sein.

Vielleicht hätte ich Patricia, einer alten Freundin, die bis jetzt liebend gern gekocht hatte, sagen sollen, sie müsse sich auf einen Abstieg in die Unterwelt vorbereiten. Ich nahm eine Tüte Kaffeebohnen aus dem Tiefkühler, schnitt dann eine dicke Scheibe selbst gebackenes Hafermehlbrot ab und steckte sie in den Toaster. Die Heizdrähte glühten; der köstliche Geruch nach warmem Toast erfüllte die Küche.

Arme Patricia. Nach Jahren der Unfruchtbarkeit und nachdem sie kurz vor dem Scheitern ihrer ersten Ehe einen Sohn adoptiert hatte, heiratete sie wieder, ließ ein Jahr der Behandlung mit Fruchtbarkeitsmedikamenten über sich ergehen und wurde schwanger. Aber sie verlor das Kind. Ihr zuzufolge auf unerwartete, grauenhafte Weise und vermeidbar. John Richard war der behandelnde Frauenarzt. Und sie gab ihm die Schuld am Tod des Kindes.

Jetzt bat sie mich um Hilfe. Ich sei mit Dr. John Richard Korman verheiratet gewesen, rief sie mir ins Gedächtnis; ich hätte eine bittere Scheidung durchlitten. Wie könne sie mit ihrer Wut auf ihn umgehen?, wollte sie wissen. Wie könne sie das überstehen? Ich hatte ihr gesagt, wenn ich wütend auf den Kotzbrocken gewesen sei, hätte ich mit viel Phantasie gekocht. Aber ganz gleich, was ich sagte, als Patricia vor zwei Wochen die Party in Auftrag gab, hatte sie, klein, birnenförmig, mit abgekauten Fingernägeln und einem mit zittriger Hand aufgetragenen Lidstrich, geschäumt wie ein Dampfkochtopf. Sie hatte ihr mahagonifarbenes, mit platinblonden Strähnen durchzogenes Haar geschüttelt und sich beschwert, ich sei keine Hilfe. Sie wolle sich an dem Kotzbrocken rächen, und zwar sofort.

Ich biss ein Stück von dem knusprigen Toast ab und schaute aus dem Fenster auf ein Dutzend Elche, die über das Grundstück unserer Nachbarn trotteten. Wir wohnen ein Stück oberhalb der Main Street in Aspen Meadow, aber die Elche scheren sich nicht um Häuser, Zäune oder andere Formen menschlicher Anwesenheit, solange die Menschen keine Gewehre tragen. Im Juli und im August kommen die Herden aus den höchsten Regionen herunter, gefasst auf die Jagdsaison, wenn die Jäger auf der Suche nach den riesigen, staubig braunen Geschöpfen auf die Berge steigen. Wenn Finsternis die Berge verschlingt, verkünden nur das Blöken und das knackende Unterholz unter ihren Hufen die Ankunft der Elche. Manchmal merkte man gar nicht, dass die Elche da waren, bis auch das letzte Blatt von den Montmorency-Kirschbäumen verschwunden war. Tiefe, verräterische Hufabdrücke im Schlamm überführen im Allgemeinen die Schuldigen. Ein Hund bellte die Elche an, doch die Herde zog weiter, sprang über einen meterhohen Zaun, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Ich schaute wieder auf meinen Computerschirm, konnte mich aber erneut nicht von dem Bild lösen, wie Patricia McCracken mit der fleischigen Zeigefingerkuppe auf ihre knochenweiße Küchenarbeitsfläche klopfte.

»Alle hassen ihn, Goldy«, hatte sie erklärt. »John Richard Korman und diese verdammte Krankenversicherung, in der man sein muss, wenn man ihn als Arzt will. Ich kann nicht fassen, dass wir dort Mitglieder geworden sind. Ich kann einfach nicht fassen, dass ich John Richard als meinen Arzt gewollt habe. Aber lassen Sie sich eins gesagt sein. Er muss dafür büßen.«

Und so hatte ich die ganze Geschichte erfahren. Bei Patricia war eine Plazentainsuffizienz diagnostiziert worden, eine heikle Sache, gefährlich für das ungeborene Kind. Im Allgemeinen wird dann völlige Bettruhe verordnet; Patricia hatte John Richard angefleht, sie ins Krankenhaus zu überweisen. Er hatte abgelehnt.

Im siebten Monat hatte Patricia Blutungen bekommen und das Kind war erstickt. Am Boden zerstört, hatte sie John Richard wegen eines Kunstfehlers verklagt und ihre Krankenversicherung AstuteCare, kurz ACHMO genannt, wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht. Sie sagte, ihre Anwälte seien sicher, dass sie gewinnen werde. Aber Patricia war verständlicherweise deprimiert. Sie wollte mehr, und ihr gefiel der Gedanke nicht, auf Vergeltung warten zu müssen. Sie wollte ... ja, was? Geld? John Richard aus seiner Praxis vertreiben? Ihn zu einem öffentlichen Geständnis zwingen?

»Wird er zugeben, dass er einen Fehler gemacht hat?«, hatte sie vor zwei Wochen von

mir wissen wollen. »Wird er sich entschuldigen? Wird er gestehen, dass er mein Leben ruiniert hat?« Nächste Frage. Natürlich fühlte ich mich zu schlecht, um ihr eine ehrliche Antwort zu geben.

Ich bestrich den restlichen Toast dick mit Sauerkirschgelee. Nachdem das Menü abgesprochen, der Vertrag unterzeichnet und die erste Rate per Scheck bezahlt worden waren, versuchte ich, Patricia sanft zu warnen. John Richard Korman war der mächtigste, bekannteste Frauenarzt der Stadt. Der Kotzbrocken würde nicht so leicht aufgeben. Er würde niemals zugeben, dass er einen Fehler gemacht hatte. Und er wäre bestimmt lieber gestorben, als das öffentlich zu tun. Aber Patricia, deren feinknochige Gesichtszüge mit der kleinen, bebenden Nase über ihrem molligen Körper mich immer an ein Kaninchen erinnerten, war erstarrt. Sie wollte nichts davon hören. Sie hatte ihre Klagen eingereicht. Und sie wollte Blut sehen.

Ich fegte mir Krümel von den Händen. Ich hatte ihr nicht widersprechen wollen. Ich hatte ihr gesagt, sie solle ruhig klagen, wir müssten über ihre Party sprechen. Mist. Kopfschmerzen drohten. Ich brauchte wirklich Kaffee.

Gierig inhalierte ich den Geruch der italienisch gerösteten Bohnen, als sie sich aus meinen Fingern in die Kaffeemühle ergossen. Leitungswasser strömte in den Tank meiner Espressomaschine. Ich hatte geglaubt, ich würde erst heute Abend wieder mit Patricia sprechen, aber sie hatte gestern noch angerufen. Die Frau war so besessen, dass sie die Neuigkeiten unbedingt loswerden musste. Sie hatte mir mitgeteilt, John Richard werde sich nicht auf einen langen Rechtsstreit mit ihr einlassen. Offenbar hatte der Kotzbrocken gravierende Finanzprobleme.

Jetzt muss ich gestehen, dass ich bei dieser Nachricht die Ohren spitzte. Das verzweifelte Verlangen nach Gerechtigkeit ist psychologisch gefährlich. Man hofft, dass der persönliche Feind durch eine Lüge, einen Verstoß gegen das Gesetz, ein öffentlich bezeugtes Verbrechen ins Stolpern gerät. Doch nichts geschieht. In der Zwischenzeit kann einen das Bedürfnis nach Rache auffressen, zur Schlaflosigkeit führen und – ein schrecklicher Gedanke – einen um den Appetit bringen. Man muss loslassen oder sterben. Dann kann man wenigstens behaupten, man fange neu an und lebe weiter. Das alles hatte ich getan. Aber jetzt: Geschah das wirklich? Konnte ich den Sonnenaufgang beobachten, Espresso trinken und darüber jubeln, dass mein Exmann schließlich doch noch dran glauben musste?

Die Kaffeemühle pulverisierte die Bohnen mit einem befriedigenden Surren. Ich wollte nicht voreilig sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass der Mann, der mir mit einem Hammer an drei Stellen den Daumen gebrochen hatte, endlich doch noch bestraft wurde. Ich griff nach dem Kaffeedosiereinsatz und fasste meine Hand an. Der Daumen ließ sich noch immer nicht richtig biegen, und das sieben Jahre nachdem der orthopädische Chirurg, der ihn einrenkte, behauptet hatte, ich könne bald wieder Pizzateig kneten. »Er muss bezahlen«, hatte Patricia schrill insistiert, als sie gestern anrief. »Ich verstehe nicht, warum Sie es nie geschafft haben, dass er bezahlen muss, Goldy.«

Das hatte so nicht funktioniert. Ich klopfte das Kaffeepulver in den Dosiereinsatz und erinnerte mich daran, wie verblüfft ich gewesen war, als John Richard ungeschoren davonkam. Trotz der Tatsache, dass er mich mehrmals geschlagen hatte. Immer wieder

hatte ich aus dem Haus fliehen müssen, Arch fest an mich gepresst, im Versuch, uns in Sicherheit zu bringen. Aber nachdem er meinen Körper und unsere Ehe kaputt geschlagen hatte, war John Richards Leben weitergegangen wie vorher, mit seiner Praxis, seinen Freundinnen und seinem Lebensstil. Er hatte wieder geheiratet, war wieder geschieden worden und hatte genau da weitergemacht, wo er aufgehört hatte. Bis jetzt kam es mir vor, als wäre der Mann in der Lage, mit allem davonzukommen. Auch die Chancen, dass er Patricias juristische Drohungen überleben würde, standen gut.

Ich goss heißes Wasser in ein Limogestässchen, um es vorzuwärmen, dann bestückte ich die Kaffeemaschine mit dem Einsatz. Ich schüttete das Wasser wieder aus dem Tässchen, stellte es behutsam unter den Einsatz und drückte auf den Knopf. Angesichts der nicht nachlassenden Neugier in der Stadt, was die Fortschritte ihrer Klagen anlangte, hatte Patricia den größten Teil der letzten beiden Monate in ihrer Eigentumswohnung in Keystone verbracht, einem Skiurlaubsort etwas über eine Stunde von Aspen Meadow entfernt. Nachdem sie die Hockeyparty in Auftrag gegeben hatte, war sie für zwei letzte Wochen der Ruhe, nur unterbrochen durch Anrufe bei mir wegen ihrer Party, nach Keystone zurückgekehrt. Sie hatte herausgefunden, was ich bereits bestens wusste: dass es so gut wie unmöglich war, der Neugier und dem Klatsch von Aspen Meadow zu entkommen.

Zwei dampfende Espressostrahlen ergossen sich in meine Tasse und ich runzelte die Stirn. Als John Richard und ich noch verheiratet und mir Geschichten zugetragen worden waren, über seine Affären mit Patientinnen, Schwestern und allen anderen Frauen, die seinem Bann als umwerfendem Mann erlagen, hatte ich ihn zur Rede gestellt, geweint, geschrien, gedroht. Und ich hatte für meinen Protest mit dem üblichen Muster aus Grün und Blau bezahlt: Blutergüsse an den Oberarmen, weil er mich gepackt und geschüttelt hatte, ein Veilchen am rechten Auge. Manchmal war es noch schlimmer gewesen.

»Sie müssen doch versucht haben, etwas zu unternehmen«, hatte Patricia widersprochen.
»Warum konnten Sie denn überhaupt nichts tun?«

Ich schaltete die Maschine aus, damit der Kaffeestrom versiegte. Entschuldigen Sie, Patricia, aber ich habe etwas unternommen. Ich habe aufgehört, mir den Klatsch anzuhören. Ich habe die Scheidung geplant, während ich mir beibrachte, goldbraune Brioche zu backen, zarte, pochierte Seezunge zuzubereiten und sahnige, dunkle Schokoladentrüffel zu kreieren. Ich hegte Phantasien, ein Restaurant aufzumachen oder Partylieferantin zu werden. Ich speicherte fast hundert meiner neu entwickelten Rezepte pflichtbewusst im Familiencomputer. Zu einer der letzten Taten des Kotzbrockens, bevor ich ihn hinauswarf, gehörte, dass er das Diskettenlaufwerk des Computers neu formatierte. Dadurch büßte ich alle Rezepte ein.

Ich trank den starken, dunklen Espresso, blinzelte bei dem Kaffeegenuss und sah das nächste Törtchenblech finster an. Vielleicht konnte Patricia nicht verstehen, warum ich nicht mehr unternommen hatte. Moment: Ich hatte Hilfe bei der Kirche gesucht. Unser Pfarrer hatte nichts davon hören wollen, dass John Richard mich verprügelte. Vielleicht wären ihm dann die Spenden des reichen Arztes entgangen. Außerdem hatte ich versucht, meinen Exmann gerichtlich zu belangen. Aber als das Scheidungsverfahren anging, hatte John Richards einflussreicher Anwalt mir versichert, ein Strafverfahren

gegen seinen Mandanten könne dessen Fähigkeit beeinträchtigen, Alimente zu zahlen. Schlimmer noch – die Angelegenheit führe möglicherweise zu einem Streit um das Sorgerecht.

Mit solchen Konsequenzen konfrontiert und angesichts der Angst, Arch zu verlieren, hatte ich es aufgegeben, eine Strafe gegen John Richard Korman zu erwirken. Aber die Gesetze haben sich geändert; heute muss eine Ehefrau mit Blutergüssen keinen Strafantrag mehr stellen. Damals hatte mich die Justiz jedoch im Stich gelassen. Trotzdem war ich im Alter von siebenundzwanzig Jahren heilfroh darüber gewesen, der Ehe lebendig und mit meinem Kind zu entkommen.

»Ich kann's nicht fassen, dass Sie die Leute nicht davon überzeugen konnten, wie schlimm er ist«, hatte Patricia eingewandt. »Ich meine, Sie und Marla gemeinsam? Das gibt es doch gar nicht.«

Während der acht Jahre unserer Ehe und auch in den sechs Jahren seit der Scheidung war vielen unbekannt, wie der Kotzbrocken sich wirklich benahm. Manche taten es ab oder glaubten es nicht. Und, ja, auch seine zweite Exfrau, Marla Korman, die inzwischen meine beste Freundin geworden war, hatte seine Verachtung und Untreue zu spüren bekommen. Ich grinste, als ich an die gute alte Marla dachte. Sie hätte den Kotzbrocken umgebracht, wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen hätte, aber sie hatte im letzten Jahr einen Herzinfarkt gehabt und wollte vorsichtiger sein.

Ich hätte Patricia sagen müssen, dass ich versucht hatte, den Kotzbrocken unter Strafe stellen zu lassen, auf welche Weise auch immer. Aber ich war entschlossen, nicht den Verstand zu verlieren. Patricia stand jedoch auf der Kippe. Auf einer sehr gefährlichen Kippe. Ich stellte den Kaffee ab und rührte eine weitere Schüssel Törtchenteig an. Der Duft nach Schokoladenkuchen durchzog die Küche. Ihre Kunstfehlerklage werde ihn zwingen, seinen Beruf aufzugeben, insistierte Patricia. Sie entschuldigte sich dafür, dass dies den Verlust der Alimente für Arch bedeuten könne. Ich sagte ihr, sie solle sich keine Sorgen um mich machen. Ich käme zurecht. Ich sei immer zurechtgekommen. Patricia behauptete, ganz gleich, was passiere, sie habe vor, John Richard zum Bezahlen zu zwingen, und gleichzeitig werde sie ACHMO ruinieren. Gut für sie, dachte ich mit einem unwillkürlichen Schauer.

Ich löffelte seidige Teighäufchen auf das nächste Blech. Dann legte ich den Spachtel weg, trank noch etwas Kaffee und lächelte. Es gab noch einen Grund, aus dem ich die Forderung nach Rache aufgegeben hatte. Vor über einem Jahr war das Glück in mein Leben getreten wie ein unerwarteter Hausgast, der zum Bleiben entschlossen ist. Ich hatte einen Mordermittler geheiratet, der für das Büro des Sheriffs arbeitete. Tom Schulz' bärenhafte, attraktive Präsenz, seine Güte und Intelligenz, seine Zuneigung zu Arch und mir kamen mir immer noch wie ein Wunder vor. Ich schaute auf zu einem seiner neuesten Geschenke: einer blonden Puppe, so gekleidet, wie man sich eine Partylieferantin in Tirol vorstellen konnte, mit einer schneeweißen Schürze über einer Bluse und einem Rock in Königsblau. Offiziell trug die Puppe den Namen Islandbabsie, und Tom hatte sie für mich gekauft, um den bevorstehenden Auftrag zu feiern, bei einer Puppenausstellung das Essen zu liefern. Er hatte zu mir gesagt, ich könne die Puppe in einem Jahr verkaufen und vom Gewinn in Pension gehen. Zusätzlich zu seinen anderen Tugenden hat der Mann Sinn

auch für Humor.

Tom war wie ein Teil der göttlichen Gnade, ein Thema, über das ich manchmal im Kindergottesdienst sprach. Außerdem hatte ich durch die Ehe mit einem Cop endlich das Gefühl, sicher zu sein. Und während der ganzen Zeit – Scheidung, Aufbau eines Geschäfts, Erziehung eines Kindes, zweite Heirat – war ich mir treu geblieben. Ich behielt meine Freundschaften bei, schloss neue, übernahm außerdem weitere Pflichten in unserer Kirche, an der wir jetzt einen neuen Pfarrer hatten, hielt regelmäßig Kindergottesdienst und buk Muffins für das Kaffeetrinken danach. Und damit war ich in der Gegenwart angekommen. Das Frohlocken über das Leid anderer ist eine Sünde. Na schön. Dann war ich eben eine ganz schlimme Sünderin.

Die Küchenuhr klingelte, und ich erinnerte mich wieder an die Hockeyfans. Ich überprüfte die Törtchen – noch nicht ganz durch –, stellte die Uhr neu ein und musterte noch einmal das Menü für die Party. Ich holte tief Luft und befahl mir, die ganzen negativen Gedanken fahren zu lassen, die Patricias rachsüchtiger Bericht in mir heraufbeschworen hatte. »Ihm geht das Geld aus«, hallte Patricias Stimme wider. Ich wusste immer noch nicht, wie der Kotzbrocken zusätzlich zu den juristischen Scherereien in eine schwere Finanzmisere geraten war. Ich hatte Patricia versprochen, mir die Einzelheiten dieser Neuigkeit anzuhören, wenn ich ihre Party ausrichtete.

Ich verzog das Gesicht wegen der Liste der Speisen, die zubereitet werden mussten, und versuchte, mir den Schauplatz im Haus der McCrackens auf dem Areal des Country Clubs in Aspen Meadow vorzustellen. Die McCrackens wollten nicht nur eine Hockeyfeier, sie wollten auch Hockey spielen. Als Erstes würde ich also am Ende der Einfahrt während des Hockeyspiels auf Inline-Skates Bier und ein Tablett mit Gemüse, Chips und einem mexikanischen Schichtdip servieren, oben im Wohnzimmer weitere Drinks und mexikanische Frühlingsrollen anbieten, das Grillbüfett auf der großen Terrasse aufbauen und zum Abschluss im Wohnzimmer Kaffee und Törtchen auftischen. Die McCrackens wohnten übrigens nicht weit entfernt vom Millionen-Dollar-Haus des Kotzbrockens, das ein Jahr alt war. Von dem Millionen-Dollar-Haus, das er möglicherweise verkaufen musste. Oh, was für ein Jammer.

Denk an Hockey, schimpfte ich mit mir. Mach den Guss für die Stanley-Cup-Kekse. Ich hatte zu Patricia gesagt, die National Hockey League werde den Namen nicht billigen, den ihr Mann dem Dessert verpasst hatte. Sie gab zurück, das sei ihr egal. Ich steckte einen flachen Rührbesen in den Elektromixer und rief mir ins Gedächtnis, wie atemlos Patricia gestern von John Richards bevorstehendem finanziellen Ruin berichtet hatte. »Wir waren dabei, als seine Eigentumswohnung in Keystone versteigert worden ist«, hatte sie gekreischt. »Sie ist für sechzigtausend unter dem Marktwert weggegangen. Das muss die süßeste Rache sein, die Sie sich je vorstellen konnten«, fügte sie schadenfroh hinzu. Nicht ganz. John Richard hatte immer noch das Haus in Aspen Meadow, eine Eigentumswohnung auf Hawaii, weiße und silberfarbene Jeeps mit Buchstaben auf den Nummernschildern, die seine Berufsbezeichnung abkürzten, falls jemand sich fragte, wofür er Facharzt sei, und eine reiche, schöne, intelligente neue Freundin, die ich grollend bewunderte.

Der Rührbesen kreiste langsam durch die helle Süßrahmbutter. John Richards Freundin,

Suz Craig, war die stellvertretende Direktorin der Krankenversicherung AstuteCare. Ich wusste nicht, ob Suz' Gefühle für John Richard durch Patricias Klage gegen ACHMO beeinträchtigt wurden. Ich wusste jedoch, dass John Richard und Suz vor vier Wochen verrückt nacheinander gewesen waren. Zur Feier ihres sechsmonatigen Zusammenseins hatte er ihr einen knöchellangen Nerzmantel geschenkt, zu Sommeranfang als Sonderangebot erstanden, wie Arch mir mitgeteilt hatte. Suz hatte den Mantel sogar vorgeführt, als ich im Juli ein Firmenessen bei ihr zu Hause ausrichtete. Warum hätte ich sie nicht beliefern sollen? Suz hatte unverfroren zu mir gesagt, sie sei eine großartige Geschäftsfrau. Das galt auch für mich.

Suz war jung, schlank, blond, ein Genie in ihrem Beruf – laut eigener Aussage – und erpicht darauf, glaube ich, mir zu zeigen, dass sie nicht dieselben Beziehungsfehler machen werde wie ich. Ich wusste nicht, was das konkret hieß, und ich wollte auch nicht danach fragen. Suz hatte mir anvertraut, sie habe John Richard ein Armband aus massivem Gold mit eingraviertem Namen geschenkt, um ihre halbjährige Zuneigung zu demonstrieren. Ich versuchte, nicht die Augen zu verdrehen. Leidenschaftliche Verliebtheit war das einzige Stadium in einer Beziehung zu John Richard, das gut verlief. Aber wenn John Richard und seine Freundin sich benehmen wollten wie ein Liebespäarchen in der High School, hatte ich nicht vor, sie daran zu hindern. Seine Beziehungen hielten nie sehr lange.

Nein, Patricia McCracken hatte nicht ganz richtig getippt, als sie gesagt hatte, John Richards finanzieller Ruin sei die süßeste Rache, die ich mir je hätte vorstellen können. Den Rechtsstreit wegen des Kunstfehlers hatte John Richard noch nicht verloren. Seine Freundin hatte ihm nicht den Laufpass gegeben. Er saß nicht im Gefängnis; er war nicht einmal öffentlich gedemütigt worden. Eine persönliche Bankrotterklärung, von der ich annahm, sie stehe bevor, war nicht die Art von Rache, die ich mir immer erhofft hatte. Aber sie kam ihr nahe.

Als ich den Backofen aufmachte, um die Törtchen herauszunehmen, durchströmte der Duft nach Schokolade die Küche. Ich sog ihn ein und fühlte mich sofort besser. Dunkle Gedanken waren reizlos; Gedanken an dunkle Schokolade waren unendlich viel besser. Das war die Schlussfolgerung, zu der ich gestern gekommen war, als ich Konfekt herstellte. Während ich die sündhaft üppige Süßigkeit im Topf umrührte, beschloss ich, mir die Schlag-auf-Schlag-Schilderung der Versteigerung von John Richards Eigentumswohnung von Patricia nicht anzuhören. Wenn ich den brodelnden Klatsch verfolgte, während ich heute Abend auf der Party Thunfisch grillte, konnte das ramponierte Nerven zur Folge haben, verbrannten Fisch oder Schlimmeres. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, mich mit John Richard Kormans Kümmernissen zu befassen, während ich eine große Gruppe von Hockeyliebhabern bediente. Die Fans würden blutrünstig brüllen, während sie in Zeitlupe Videoaufnahmen von zusammengeschlagenen Hockeyspielern anschauten, die andere angeschlagene und verletzte Spieler auf dem Feld herumstießen – und ich sollte eine Rache feiern, der ich vor Jahren abzuschwören versucht hatte? Irgendwie passte das nicht ganz zusammen.

Ich streckte mich und ließ die Schultern kreisen. An meiner rechten Schulter waren Narben zurückgeblieben von dem einen Mal, als John Richard mich in die Geschirrspülmaschine gestoßen hatte und ich auf einem Messer gelandet war. Als er mich einmal in einem betrunkenen Wutanfall die Treppe hinuntergeworfen hatte, war ich auf die linke Schulter gefallen. Von Zeit zu Zeit verkrampften sich beide Schultern vor Schmerz. Gestern, als ich Konfekt gerührt hatte, waren die Rückenschmerzen unerträglich gewesen. Natürlich interpretierte ich dies als Zeichen, dass mein Körper nicht an John Richard erinnert werden wollte. Hör auf damit, ermahnte ich mich. Ich hatte Patricia in Keystone angerufen und ihr gesagt, ich wolle nichts mehr über den Kotzbrocken hören. »Sie wollen vor unserem Hockeyspiel nichts vom Ruin Ihres Exmannes hören? Wollen Sie nicht wissen, was er zu meinem Anwalt über das Geld gesagt hat, das der Rechtsstreit ihn kostet?«, hatte Patricia gekreischt. Auf mein Nein wirkte sie verblüfft über mein mangelndes Interesse. »Sie sind verrückt. Diese ganze Sache ist ein Riesenabstieg für ihn.« Dann sagte sie – ich schwöre, dass sie das sagte –: »Sie müssen vor Schiss den Verstand verloren haben.«

Das konnte schon sein. Aber meine Schultern fühlten sich heute besser an. Ich rührte für den Törtchenguss dicke Schlagsahne in einen Berg aus schneeigem Puderzucker. Ja, ich konnte es erwarten, die Neuigkeiten zu erfahren. Das heißt, jetzt konnte ich warten. Tom Schulz, obwohl er mein Mann war, hatte immer das Gefühl gehabt, mit der Zeit werde die Gerechtigkeit triumphieren. Vermutlich hat er deshalb diesen Beruf.

Es wird dazu kommen, hatte Tom mir häufig versichert. John Richard Korman wird irgendwann zu weit gehen, erwischt und gefasst werden. Ehrlich gesagt, mir war vage

bewusst gewesen, dass John Richard in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Ich hatte seit drei Monaten keine Alimente mehr bekommen. Er zahlte meistens spät, aber nicht so spät. Trotz Patricias üblen Neuigkeiten über die Eigentumswohnung in Keystone hatte ich eigentlich gehofft, John Richard könne heute Morgen über seine Finanzlage reden, ohne Anwälte, ohne Lügen und ohne laut zu werden. Tolle Chance.

Aber, wie es so schön heißt, ich wagte mich in die Höhle des Löwen, deshalb konnte ich wenigstens versuchen, mit ihm zu sprechen. Mit Arch als Puffer und bevor John Richard ein paar Drinks gekippt hatte, konnten wir uns gelegentlich verständigen. Außerdem, wenn ich glaubte, wir könnten etwas in Ordnung bringen, war der Chauffeurdienst von heute Morgen weniger lästig. Das Haus, in dem Arch übernachtet hatte, war nur drei Kilometer von John Richards Monstrosität im Neotudor-Stil entfernt, während es von unserem Haus über fünfzehn Kilometer weit weg war.

Ich übernahm das Abholen, weil Arch unbedingt zu der Party gewollt hatte. Der arme Junge hatte in der Privatschule, die er seit zwei Jahren besuchte, nicht viele Freunde gefunden. Jetzt, wo er in die neunte Klasse kam, genoss er den Gedanken, von jemandem eingeladen zu werden, auch wenn es nur daran lag, dass er zu den wenigen Kindern gehörte, die während der Sommerferien nicht verreist waren. Einladung ist Einladung, hatte Arch mir ernst ins Gedächtnis gerufen, als er sich die Hornbrille die Nase hochschob und ein zu großes Paar Denimshorts anzog, zusammen mit einem lumpigen nussbraunen Hemd, das zu seinem Haar passte. Und ich gehe hin.

Ich brachte die Schüssel mit dem Guss in den begehbaren Kühlschrank, stellte die Törtchen zum Abkühlen auf Gitter und kritzelte eine Nachricht für Tom, er solle eines frühstücken, falls er Heißhunger auf Schokolade am frühen Morgen habe. Ich sei bald zurück, schrieb ich. Tom war wegen der Arbeit an einem Fall erst nach Mitternacht zurückgekommen. In den Stunden vor der Morgendämmerung war er hereingeschlichen und hatte versucht, mich nicht zu wecken. Aber sobald er den Klettverschluss seiner kugelsicheren Weste aufriss, wachte ich mit einem jähen Schweißausbruch auf. Seit über einem Jahr sagte er zu mir, ich würde mich daran gewöhnen. Ich hatte mich nie daran gewöhnt.

Ich ging auf Zehenspitzen nach oben, um nach unserem Untermieter zu sehen. Der neunzehnjährige Macguire Perkins, der sich vom Pfeifferschen Drüsenfieber erholte, verbrachte den Sommer bei uns, bis sein Vater, der in Vermont einen Kurs leitete, wieder nach Hause kam. Ein roter Haarschopf, ein Stück blasse Haut und lautes Schnarchen wiesen darauf hin, dass Macguire wie üblich noch schlief. Archs Bluthund Jake döste neben dem Jungen, während unser Kater, ein Streuner namens Scout, den wir aufgenommen hatten, von seinem Platz auf der Kommode aus mit wachsamen smaragdgrünen Augen zusah.

Ich machte mich fertig und schlich leise aus der Haustür. Eine weitere frische Morgenbrise strich flüsternd durch die Espen. Nach einem unangenehmen nassen Frühling genossen wir das, was die Einheimischen ein Wildblumenjahr nennen, wie es in zehn Jahren nur einmal vorkommt. Vermutlich war es auch ein solches Jahr für die Elchpopulation, aber das machte mir nichts aus. Ich startete den Motor von Toms dunkelblauer Chryslerlimousine, die er in der Einfahrt hinter meinem Lieferwagen geparkt hatte. Als ich

rückwärts hinausstieß, versuchte ich, blauem Flachs, rötlich rosa Wildrosen und leuchtenden weißen Margeriten auszuweichen, die allesamt im warmen Wind nickten. John Richards gegenwärtige Freundin Suz Craig bewunderte ich auch deswegen, weil sie die Namen von fast hundert verschiedenen Blumenarten kannte. Sie hatte sie während eines kunstvollen Gartengestaltungsprojekts an ihrem Haus auf dem Areal des Country Clubs gelernt. Als ich im Juli bei ihr für das Arbeitsessen eindeckte, hatte Suz sich die Zeit genommen, mich auf die verschiedenen Gattungen von Glockenblumen und Butterblumen hinzuweisen, die ihre Landschaftsgärtner zwischen die Quarzsteine und gestreiften Felsblöcke pflanzten. Selbst Geschäftsfrauen, die stellvertretende Direktorinnen waren, brauchten ein Hobby, nahm ich an. Das Mittagessen war eine Abschiedsveranstaltung für Leute von AstuteCare gewesen, die von auswärts zu Besuch gekommen waren. Suz hatte als regionale Repräsentantin von ACHMO die Aufgabe, ihnen einen »Tag in den Bergen« zu bieten, den üblichen Ausflug für Besucher aus einem anderen Staat. Das Büfett und der Tag waren perfekt wie Ansichtskarten aus Colorado: ein saphirblauer Himmel, liebliche Bergluft, die nach Kiefern roch, Platten mit gedämpften, gekühlten Rocky-Mountain-Forellen und üppigen Schokoladetrüffeln.

Zum einzigen Missgeschick bei dem Mittagessen war es gekommen, als Chris Corey, der übergewichtige Chef der ACHMO-Abteilung für Beziehungen zur Pharmaindustrie, auf einer unfertigen Steintreppe ausgerutscht war. Chris hatte sich den Knöchel verstaucht, und Suz hatte geschworen, den Landschaftsgärtnern umgehend zu kündigen. Einer der Gäste hatte einen Bissen Forelle gegessen, mir zugezwinkert und bemerkt, im Hinauswerfen von Leuten sei Suz besonders gut. Ich hatte mir das eingepägt. Vielleicht dauerte es nicht mehr allzu lange, bis sie auch den Kotzbrocken abservierte. Ich fragte mich, wie er reagieren würde.

Der Motor der Limousine schnurrte, als ich am Aspen Meadow Lake vorbeifuhr, wo die Morgensonne und die Brise das friedliche Wasser in funkelnde Schaumkronen verwandelten. Im Lakeview-Einkaufszentrum auf der anderen Seite der Seestraße kündigte ein ausgefranztes, leicht raschelndes Transparent an, der Laden für Gesundheitskost habe einen neuen Geschäftsführer. Unter dem Transparent warb ein hübsch bemaltes Schild für die bevorstehende Puppenausstellung im LakeCenter. Babsie- Orgie!, schrie die Schnörkelschrift einem entgegen. Flippen Sie aus!

Ich gab Gas und summte mit dem Motor. Wenn ich in diesen Tagen an Babsiepuppen dachte, war mir nicht gerade danach zumute, auszuflippen, ich dachte vielmehr an Broterwerb. Ab Dienstag würde ich die Puppenfans zwei Tage lang mit Essen und Getränken beliefern. Die Party-Organisatoren hatten mir eingebläut, bloß keine Essensrückstände auf den Ausstellungstischen, den Vitrinen mit Babsiekleidern, den niedlichen Puppenstubenmöbeln, den winzigen hohen Absätzen und den einfallsreichen Trachten zu hinterlassen oder, Gott bewahre, auf den Puppen. Ich hatte ihnen versichert, ich könne alle Mahlzeiten, darunter auch das Barbecue zum Abschluss, draußen servieren – einschließlich Fingerschalen, falls sie das wollten. Sie hatten mich gebeten, mir ein Köchinnenkostüm à la Babsie zu besorgen. Ich hatte lieber nicht gefragt, ob das ein Witz sein solle.

Sobald ich den See umrundet hatte, fuhr die Limousine bergauf zum Areal des Country

Club. Übrigens hatte Suz Craig mich immer an Babsie erinnert. Ich musste jedoch zugeben, dass Suz über ihr Aussehen hinaus einen phänomenalen Verstand und eine charismatische Persönlichkeit besaß, nicht nur einen wohlgeformten Körper mit Kleidergröße sechsunddreißig. Ich hatte nie verstanden, wie der Kotzbrocken auf Frauen wie sie anziehend wirken konnte.

Ich warf im Rückspiegel einen Blick auf mein Grübchengesicht, die braunen Augen und die dunkelblonden Locken im Stil von Shirley Temple. »Dich hat er auch gekriegt, oder?«, sagte ich zu meinem verblüfften Spiegelbild, und dann lachte ich.

Vandalen hatten den steinernen Torbogen, der die Einfahrt zum Country Club bildete, mit Graffiti besprüht. Die Schmierereien waren ein Dauerproblem während dieses Sommers in unserer Kleinstadt. Ich fand trotzdem den Weg zum Haus von Archs Freund, ohne dass ich die mit Farbe bekleckerten Straßenschilder entziffern musste. Der Baumeister des älteren Teils im Club war ein nicht besonders wählerischer Anglophiler gewesen. Er hatte den Straßennamen gegeben wie Beowulf, Elizabethan, Cromwell, Tudor und Brinsley. Wenn man sich ein bisschen in der englischen Geschichte auskannte, konnte man sich nicht verfahren. Ich näherte mich der Abzweigung zum Jacobean Drive, an dem Suz Craig wohnte, und zögerte. Ich hielt, und die Reifen der Limousine knirschten auf dem Kies. Trotz meiner besten Absichten befand ich mich in einem typischen, vom Kotzbrocken verursachten Dilemma. Ob er schon zu Hause war?

Toms Handy lag griffbereit da. Ich hätte John Richard einfach anrufen können, um mich zu vergewissern, dass er wach und auf Archs Ankunft vorbereitet war. Andererseits wollte ich ihn nicht wecken und damit riskieren, dass er einen seiner berüchtigten Wutanfälle bekam. Wenn ich am Haus von Suz vorbeifuhr und eins seiner Autos in der Einfahrt stehen sah, wusste ich, dass ich das Abholen von Arch hinauszögern musste. Aber wie? Frustriert klopfte ich gegen das Armaturenbrett.

Okay – ich erinnerte mich daran, dass die unglückseligen Landschaftsgärtner auf Suz' abschüssigem Grundstück drei Patios geplant hatten, dazu eine Reihe von Treppen. Im Country Club hatte der Vandalismus derart zugenommen, dass Suz ihre Angst schilderte, die Trittsteine liefern und draußen liegen zu lassen, wo sie Gefahr liefen, mit Schimpfwörtern eingesprüht zu werden. Deshalb war Suz' Garage voller Trittsteine, und falls John Richard die Nacht bei seiner Freundin verbracht hatte, stand einer seiner Jeeps in der Einfahrt. Und das, obwohl sein Haus ganz in der Nähe war. Aber John Richard ging nie zu Fuß, nur um sich zu bewegen; er spielte ja Tennis.

Ich ließ den Motor wieder an, bog in den Jacobean Drive ein und merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Ich öffnete das Fenster und versuchte, herauszubekommen, was nicht ins Bild passte. Über die gepflegten grünen Rasenflächen klang das rhythmische Summen der automatischen Sprinkleranlage. Zu beiden Seiten der Straße standen Gruppen von gestutzten Espen, konischen Blaufichten und Baldriansträuchern mit butterblumengelben Blüten wie aus dem Bilderbuch. Alles wie aus dem Bilderbuch – bis auf ein Detail. In dem Graben, der neben Suz' Einfahrt verlief, hatten die Landschaftsgärtner unachtsamerweise einen Quarzblock liegen lassen.

Einen Quarzblock? Nein.

Ich bremste ab, legte vorsichtig den Parkgang ein und stieg aus. Dann ging ich leicht

schwindlig auf den Graben zu. Suz' bunt bemalter Briefkasten war umgestoßen oder überfahren worden und lag mitten auf der Straße. Die Blockbuchstaben des Namens Craig leuchteten in weißer Farbe auf dem glänzenden schwarzen Metall. Ich sah wieder zurück zum Graben.

Im Lehm lag kein Quarzblock.

Es war Suz.

O Gott, betete ich, nein.

Zögernd näherte ich mich dem Graben. Was von Suz' locker in einen Frotteebademantel gekleidetem schlanken Körper zu sehen war, wirkte blau und weiß. Ihre wohlgeformten Beine waren angewinkelt wie beim Rennen. Ihr blondes Haar, normalerweise zu einem kecken Pferdeschwanz zurückgebunden, war getränkt vom Schlamm. Es klebte an ihrem Gesicht wie Seetang. Ihre Arme, mit Blutergüssen übersät, schmiegt sich um ihren Rumpf, während ihre blauen Lippen in einem stummen Schrei verharrten. Sie schien nicht zu atmen.

Was sollte ich tun? Jemanden anrufen? Tom? Nein, nein, nein, vielleicht gab es noch Hoffnung, wenn ein Rettungswagen schnell kam. Außerdem, flüsterte eine innere Stimme, musste ich Hilfe rufen, als hätte ich keine Ahnung, was geschehen war. Und die hatte ich auch nicht. Ich hatte sie doch.

Steig ins Auto. Wähl 911. Ein Surren in meinen Ohren machte das Denken schwierig, als ich zu der Limousine rannte. Zu spät, zu spät. Der Rettungsdienst würde gar nichts mehr tun können. Ich wusste es schon, als meine zitternden Finger 911 in das Handy eintippten. Die Verbindung wurde nicht sofort hergestellt, was in den Bergen häufig der Fall ist. Eine Sekunde, zwei endlose, endlos lange Sekunden. Im Graben regte sich nichts. Sehr schwach, aus einem entlegenen Winkel meines Gehirns, konnte ich Toms Stimme hören.

Er wird zu weit gehen. Erwischt werden. Gefasst.